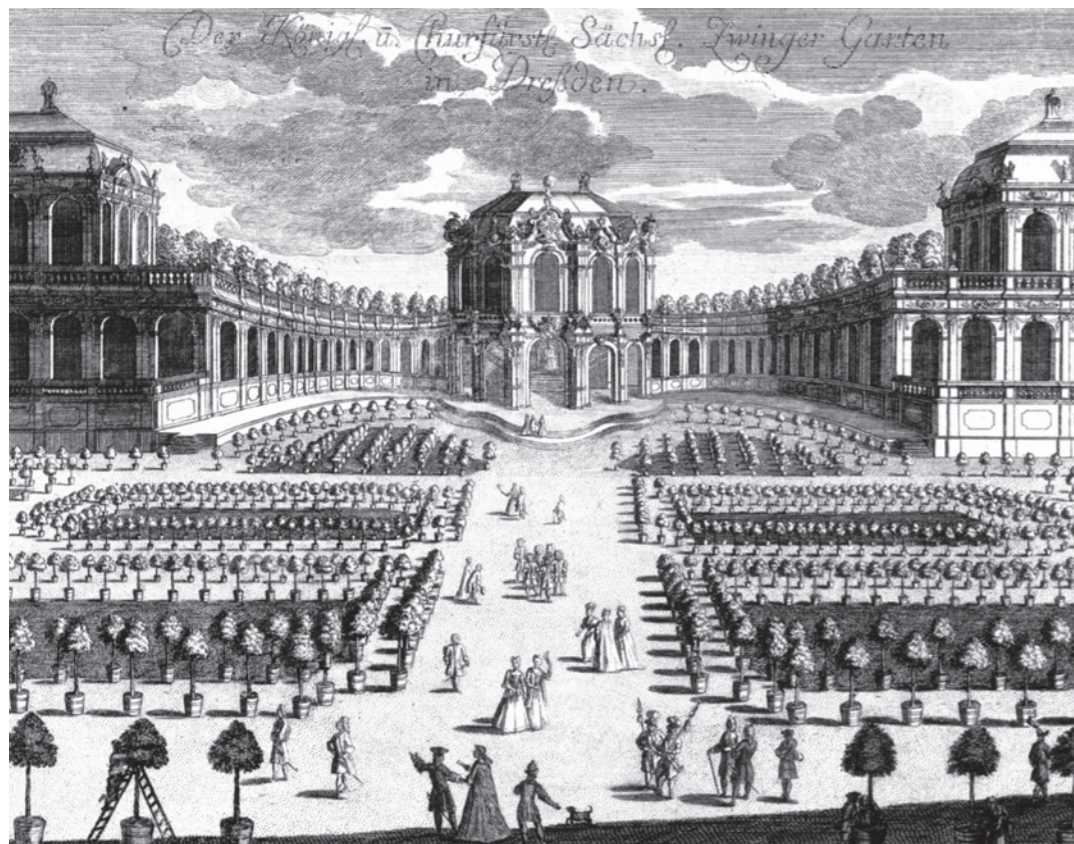


Importierte Prachtentfaltung – Die Orangerienlandschaft der Schweiz in drei Beispielen



«Wissen Sie denn nicht, dass es sich mit den Orangen wie mit dem Porzellan verhält, wen einmal diese Leidenschaft gepackt hat, der kann von beidem niemals mehr genug bekommen». Ganz eindrücklich beweist diese Aussage von August dem Starken (1670–1733), dass es sich damals (1726) mit den Orangen verhielt wie heute mit teuren Sportwagen: Sie waren Statussymbole und wer es sich leisten konnte, hatte eine ganze Sammlung davon ...

Alpen nur selten anzutreffen. Wer sich eine ganze Sammlung solcher Pflanzen leisten konnte, gehörte zu den einflussreichsten und vor allem reichsten Zeitgenossen. August der Starke war einer davon. Das Sammelfieber, welches ab 1720 ganz Europa erfasste, war bei ihm schon früh ausgebrochen und hatte zur Folge, dass die Orangerie in Dresden (Zwinger) zu ihren besten Zeiten über 1100 Orangen- und Zitrusgewächse beherbergte.

Zitrusfrüchte wurden um das Jahr 300 v. Chr. über Handelsbeziehungen von Asien nach Südeuropa eingeführt. Um das Jahr 1000 gibt es erste Berichte von kultivierten Zitrusgewächsen auf Sizilien. Im 16. Jahrhundert konnten schliesslich die ersten Gewächse auch nördlich

Zwingergarten in Dresden, Kupferstich von Gabriel Bodenehr, vor 1758.

der Alpen angepflanzt werden. Der Anbau von Zitruspflanzen in unseren Breitengraden wird durch mehrere Faktoren erheblich erschwert. Erstens mussten die empfindlichen Pflanzen auf langwierigen und mühsamen Wegen an ihren Bestimmungsort transportiert werden, wobei viele zugrunde gingen. Zweitens müssen die Pflanzen im Winter vor Frost geschützt werden. Und drittens erfordern Zitrusgewächse eine zeitintensive Pflege durch ein qualifiziertes Personal. Diese Umstände führten dazu, dass es sich nur sehr finanzkräftige Familien überhaupt leisten konnten, solche Gewächse ihr Eigen zu nennen. In der ersten Zeit wurde viel experimentiert und optimiert. So wurden die Bäume zuerst fest in den Boden eingepflanzt und in der kalten Jahreszeit ein temporärer Bau darum herum erstellt. Der hohe Aufwand des Auf- und Abbaus führte aber bald dazu, dass die Pflanzen in portable Kübel gesetzt wurden und im Winter in extra gebauten Orangerien ihren Platz fanden. In der warmen Zeit konnte das Gebäude praktisch als Garten- oder Festsaal verwendet werden. Die Pflanzen wurden auf dem Orangerieparterre im Barockgarten zur Schau gestellt.

Neben diesen technischen Voraussetzungen war vor allem im 17. und 18. Jahrhundert die Verknüpfung mit der Mythologie besonders wichtig. Den antiken Heldenmythos des Herkules nahmen viele absolutistische Herrscher als Legitimation ihrer Macht. Eine Prüfung, welche Herkules bestehen muss, ist, die goldenen Äpfel der Hesperiden zu stehlen. Diese Früchte, die Herkules durch eine List erlangt, werden schon in der Antike als Zitronatzitronen identifiziert. Der Sammler von Zitrusgewächsen stellte sich damit

auf die gleiche Ebene mit einem Halbgott. Die Orangerie war ein Zeichen von Macht und Stärke und gehörte in dieser Zeit zum Selbstverständnis eines Herrschers. Vom Kaiser bis zum einfachen Grafen gehörte ein prächtiger Garten mit fremden Gewächsen zum Standard der herrschaftlichen Repräsentation. Nicht selten spielte dabei die Orangerie eine zentrale Rolle.

Bereits im 18., aber vor allem im 19. Jahrhundert, gesellten sich zu den Adeligen Herrschaften auch Kaufleute und Bankiers als Orangeriebesitzer. Vermehrt wurden weitere exotische Pflanzen kultiviert, welche einen ständig temperierten Bau, ein Gewächshaus, benötigten.

Während sich die europäischen Herrschaftshäuser in Sammlungsgrösse und Prachtentfaltung der Orangerien zu überbieten suchten, sah die Situation in der Schweiz etwas anders aus. Auch hierzulande wurden bereits im 15. Jahrhundert einzelne Früchte beispielsweise via die Alpentäler in Graubünden aus Italien importiert. Jedoch erst im 17., mit Bestimmtheit aber im 18. Jahrhundert wurden erste Orangerien gebaut. Durch die Einflüsse der Nachbarländer Frankreich, Deutschland und Italien gibt es keine spezifisch schweizerische Orangerie-Kultur. Die vielfach in fremden Kriegsdiensten stehenden Schweizer Edelleute brachten Ideen, Eindrücke und wohl nicht selten auch gleich ganze Pflanzen aus ihren Soldgebieten mit. Eine Eigenheit der Schweizer Orangerienlandschaft ist ihre Kleinteiligkeit. So können bereits innerhalb von Kantonsgebieten erhebliche Unterschiede in der architektonischen Ausgestaltung der Orangerien beobachtet werden. Das meist beschränkte Platzangebot erforderte unkonventionelle Lösun-



Pfaffnau, Kloster St. Urban, Orangerie, Ansicht von Nordwesten.

gen. Dieser Umstand brachte in der Schweiz auch Orangerien hervor, die mit keinem anderen Bau in Europa vergleichbar sind und auch keine Entsprechung in der Schweiz haben. Gebiete mit einer besonderen Häufung von Orangerien und Gewächshäusern sind das Mittelland mit Bern, Solothurn und Basel, der Kanton Zürich sowie die Genferseeregion.

Das seit Herbst 2009 am Institut für Kunstgeschichte der Universität Bern angesiedelte und vom Schweizerischen Nationalfonds geförderte Projekt «Orangerien und Gewächshäuser in der Schweiz» untersucht diese einmalige und bis jetzt unbearbeitete Orangerienlandschaft. Bis heute konnten über 100 Objekte lokalisiert und in einer Datenbank

erfasst werden. Die folgenden drei kurz beschriebenen Objekte aus zwei Jahrhunderten geben einen kleinen Einblick in die reiche Geschichte der Schweizer Orangerien.

Die Orangerie des Klosters Sankt Urban bei Pfaffnau (LU, 1777–1780)

Das 1194 gegründete Kloster Sankt Urban bei Pfaffnau im Kanton Luzern gehörte zu den einflussreichsten Zisterzienserklöstern der Schweiz. Die Orangerie setzt den Schlusspunkt des 1711 begonnenen Neubaus der Klosteranlage. Für den Bau der Orangerie schloss Abt Benedikt Pfyffer von Altishofen (1731–1781) am 12. März 1777 mit den Baumeistern Jakob (1724–1802) und Niklaus Purtschert (1750–1815) einen Bau-



Pfaffnau, Kloster St. Urban, Orangerie, Innenansicht.

vertrag ab. 1780 war das Gebäude fertig gestellt.

Die Orangerie steht nicht als Solitär innerhalb der Klosteranlage, sondern ist Teil der ausgedehnten Südoranlage. Der 66 Meter lange Bau gliedert sich in mehrere Teile. Der Mittelpavillon springt nördlich und südlich segmentförmig hervor (Bild S. 9). Dieser dreieckige Mittelteil wird gegliedert durch toskanische Pilaster aus grauem Sandstein und einem mächtigen konvexen Dreiecksgiebel. In jeder Achse befindet sich ein verglastes Portal mit Sandsteingewände und geradem Abschluss mit Schlussstein. Die quadratischen Hausteine in den Mauerfeldern über den Portalen nehmen Stuckreliefs auf.

Der acht mal zwölf Meter messende ovale Raum im Innern ist der Hauptraum zur Überwinterung der Pflanzen. Die verputzte Wandfläche ist durch Stuckpilaster gegliedert und wird durch ein Muldengewölbe nach oben abgeschlossen. Zusammen mit den heute zugemauerten Portalen auf der Rückseite ergab sich ein Licht durchfluteter Raum von etwas mehr als 75 Quadratmetern Grösse (Bild

links). Auf der Pflanzenliste, welche im Rahmen der Auflösung des Klosters 1853 angefertigt wurde, sind neben verschiedenen Kleingewächsen auch 18 Orangen- und 27 Zitronenbäume aufgelistet.

Gegenüber der Orangerie gab es ein grosses und ein kleines Gewächshaus, wo unter Anderem Ananaspflanzen gezüchtet wurden. Im Rahmen der Umgestaltung vom Klostersgarten zum Garten der psychiatrischen Anstalt gingen diese Gewächshäuser leider verloren.

Die Orangerie beim Kloster Sankt Urban ist eine der grössten Orangerien aus dem 18. Jahrhundert in der Schweiz. Im klösterlichen Be-

«Orangerie»

Als Orangerie wurde in der ersten Zeit die eigentliche Pflanzensammlung von Zitrusgewächsen bezeichnet. Erst später wandelte sich der Begriff und bezeichnete das Gebäude, in welchem die Pflanzen untergebracht werden. Den Ort im Garten, an dem die Kübel mit Zitrusgewächsen aufgestellt werden, bezeichnet man als Orangerieparterre.

Mit einer architektonischen Definition der Begriffe Orangerie und Gewächshaus tut man sich immer noch schwer. Mit den Jahrhunderten werden diese beiden Begriffe stark ineinander verwoben und zum Teil Bauwerke als Orangerie bezeichnet, welche gar keine sind.

Sehr vereinfacht kann man sagen, dass eine Orangerie ein massiv gebautes Gebäude mit meistens einer stark durchfensterten und möglichst nach Süden gerichteten Fassade ist. Die Orangerie gilt als sogenanntes Kalthaus und wird im Winter lediglich frostfrei gehalten. Das Gewächshaus besitzt eine massive Sockelzone und darüber einen vollständig in Glas-Holz- oder Glas-Eisen-Konstruktion errichteten Aufbau. Es wird meist als Warmhaus betrieben, in dem Sommer und Winter Temperaturen um 20° C herrschen.

reich ist sie sogar die einzige noch vorhandene. Das Gebäude wurde in den 1990er-Jahren einer sorgfältigen Aussensanierung unterzogen und dient heute als temporärer Ausstellungsraum.

Die Orangerie zum Landsitz Mon-Repos in Lausanne (VD, 1822–1825)

Das Gut Mon-Repos im Osten der Stadt Lausanne besteht seit Mitte des 18. Jahrhunderts. 1817 übernahm Vincent Perdonnet (1768–1850) das Anwesen. Zu dieser Zeit gruppierten sich um das von 1803–1804 letztmals neu gestaltete Haupthaus zu grossen Teilen landwirtschaftlich geprägte Ländereien. Der ursprünglich aus Vevey stammende und mit besten Kontakten nach Paris ausgestattete Handelsmann und Financier Perdonnet gestaltete diese neun Hektaren komplett um. Den Plan zur Umgestaltung liess er 1818 vom Pariser Architekten Louis Damesme (1757–1822) anfertigen. Umgesetzt wurde die Planung durch den Gärtner und Landschaftsarchitekten Monsailler den Älteren, der ebenfalls aus Paris stammte. Perdonnet liess Monsailler völlig freie Hand und dieser gestaltete von 1819 bis 1826 den noch heute in grossen Teilen bestehenden pittoresken Landschaftsgarten. Neben den landschaftlichen Umgestaltungen entstanden auch neue Gebäude innerhalb des Gartens. Dazu gehören unter Anderen der halbrund gestaltete Bauernhof, die Nachahmung eines mittelalterlichen Turms und eine Orangerie. Neuste Zugabe in den Park ist das von 1922–27 erbaute und 1996 sowie 2000 erweiterte Gebäude des Schweizerischen Bundesgerichts.

Die Orangerie entstand nach Plänen des Architekten Achille

Leclère (1785–1853) aus Paris. Der Bau steht nordwestlich des Haupthauses und wird heute von der Strasse zum Bundesgericht von diesem getrennt. Der langgezogene viereckige Bau steht erhöht auf einem Kellergeschoss (Bild unten). Optimal auf die Sonne ausgerichtet, finden sich in südöstlicher Richtung neun Fensterachsen. Zwei Rundbogenöffnungen auf der Seite sowie sieben hohe quadratische filigrane Sprossenfenster durchfluten das Innere mit viel Licht. Stuckpilaster in den

Zwischenräumen sowie nachgebildete klassizistische Vasen auf dem Dachgesims schmücken den ansonsten zurückhaltenden Bau.

Über den mittig angeordneten Zugang im Kellergeschoss gelangt man über eine Treppenanlage mit Brunnen in den Hauptraum der Orangerie. Der rechteckige Raum ist gut vier Meter hoch und erstreckt sich über die ganze Länge des Baus. Über eine Rampe und ein grösseres Tor an der westlichen Schmalseite wird der Hauptraum direkt erschlossen.

Lausanne, Mon-Repos, Orangerie, Ansicht von Osten.



Seit mehreren Jahrzehnten dient das Gebäude dem Bildhauer Yves Dana als Atelier. Die Umnutzung als Atelier ist indes nicht ungewöhnlich. Die Orangerie bietet optimale Licht- und Raumbedingungen und meist auch einen Zugang, der es erlaubt, an grösseren Werkstücken zu arbeiten. So werden zum Beispiel die Orangerien des Löwenhofs in Rheineck (SG, vgl. NIKE-Bulletin 3/2011, S. 31) oder diejenige des Schlosses Teufen (ZH) ebenfalls als Bildhauerateliers genutzt.